



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Taschenbücher. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Taschenbücher.

I.

Lebensgenuss und Kritik des Genusses. — Verluste ohne Ersatz. — Die belletristischen Taschenbücher vor und nach 1832. — „Urania“ in ihrer neuen Folge und ihr neuester Jahrgang. — „Penelope“, deren Altersschwester, im Jahre 1846.

Wir Deutschen besitzen das Talent, uns die unbefangene Freude und Lust an dem, was uns eben nur über den Augenblick hinaus helfen soll, durch die Grübeleien und Bedenken einer transcendentalen Aesthetik häufig zu zerstören. Oft wächst dann zwar aus der höher gestellten Anforderung ein wirklicher Fortschritt hervor, oft aber entsteht auch nur eine ersatzlose Einbuße; das Leben ist vielleicht äußerlich ästhetischer worden, aber der Lebensgenuss geringer. Die Theorie des Lebens hat gewonnen, die Praxis an Lebensfrische verloren. Wir haben durch dieses vornehme Suchen nach höheren Anschauungen und durch diese immer höher geschraubten Anforderungen in der plastischen, dramatischen und literarischen Welt manche anfrischende Erscheinung in einen unverdienten Hintergrund gedrängt. Wir sind zu einer Halbheit des Genusses in allen diesen Dingen gekommen und fühlen dabei doch das Bedürfnis nach unbefangenen und vollem Genusse nur um so mehr. Das Genrebild ist bei den Kunstgenüssen in Miscredibit gelangt, die Empfänglichkeit für das in rein komischen Situationen sich bewegende Lustspiel ist größtentheils verloren gegangen, die leichte, nur amüsirende literarische Production

Grenzboten, 1845. IV.

wird mit vornehmem Achselzucken bei Seite geworfen. Und haben wir wirklich Besseres dafür eingetauscht? Wir haben allerdings theoretisch Recht gehabt; aber praktisch Unrecht, und beides nach verschiedenen Seiten hin; wir haben gewonnen und verloren — auch beides nach verschiedenen Richtungen. — In der ästhetischen Literatur waren es vorzüglich die leichten Taschenbücher, welche der kritische Ernst unserer Journale in jener Zeit angriff, als überhaupt die Harmlosigkeit des Scherzes und die Anspruchslosigkeit der kleinen Erzählung urplötzlich durch das Erstehen einer neuen literarischen Gestaltung, durch das publicistische Element, das in der modernen belletristischen Literatur vorherrschend, sich verdrängt sah. Die Taschenbücher, bisher noch Lieblinge des außerliterarischen Publicums und der eleganten Welt eine Nothwendigkeit, wie irgend ein anderes unnützes aber zierliches Zimmergeräth, wurden urplötzlich von allen Seiten her angegriffen und verschrieen; man warf ihnen mit vollem Rechte vor, daß sie dem Fortschritte der Zeit nicht Schritt hielten und die geistige Entwicklung des Publicums nicht fortbildeten; man forderte in dieser Consequenz auch von jedem ihrer Erzeugnisse, daß es künstlerisch tüchtig sein solle. Darüber verloren sie ihre frühere gesellschaftliche Stellung und suchten durch Bildermenge, durch Geleckttheit und Zierlichkeit der Stahlsätze, durch prachsvollste Aeußerlichkeit, durch eine falsche Romantik ihres Inhalts die allerdings nicht wegzuläugnende literarische Hohlheit zu verstecken. Bald war aber fast kein Taschenbuch vorhanden, welches noch auf einige literarische Geltung Anspruch machen konnte, und war bisher ihre kritische Beurtheilung hart gewesen, so wurde sie nun selbst durch größte Härte nur gerecht. Dazu kam das Elend des Cholerajahres, welches unter seinen Menschenopfern auch beiläufig eine Menge von Taschenbüchern wegraffte, die bis dahin trotz alles ästhetischen Zettersgeschreyes ruhig und behaglich in der großen Menge umhergeflattert waren. Es entstanden dagegen Massen von Sammlungen kurzer Erzählungen, welche das Publicum hinsichtlich der dadurch verlorenen Lectüre reichlich entschädigten, die belletristischen Journale streckten ebenfalls von solchen kleineren Productionen; die Bilderwerke wurden immer häufiger, das Bedürfnis nach Almanachen schien wirklich ganz zu verschwinden und die etwa noch erscheinenden wurden von der Kritik oberflächlich und pflichtschuldig abgethan, von dem Pu-

blicum nur eben aus alter Gewohnheit noch lau und lässig gekauft. Ihre frühere Hauptaufgabe schienen sie allerdings auch erfüllt zu haben. Sie hatten in ihren früheren Jahrgängen durch ihre Bilder, welche theils Copien berühmter Gemälde, theils Darstellungen dramatischer Scenen, theils allgemein interessanter Gegenden gaben, den Kunstgeschmack des größeren Publicums geweckt und begannen jetzt in modischen Kupferchen und coquetten Productionöchen Dichter- und Künstlerkräfte abzunutzen, die auf eine edlere Weise zu verwenden gewesen wären. Nur wenige und glücklicher, wiewohl natürlicher Weise grade die besseren, überstanden diese lebensgefährliche Krisis. Außerdem erhoben sich jedoch auch manche neue. Aber diese behielten nicht den ursprünglichen Charakter der belletristischen Almanache, sondern borgten nur deren Namen, um sich eben einen Titel zu verschaffen. So die wissenschaftlichen, publicistischen, politischen, dramatischen und Musenalmanache. Die ebenfalls zu diesen neuen Erscheinungen gehörigen Volkstaschenbücher und Bildercalender fallen jedoch einer späteren Zeit zu und können an dieser Stelle, wo uns zunächst die schöne Almanachliteratur beschäftigt, trotz ihrer hohen Wichtigkeit, noch keine Berücksichtigung finden. Die aber den alten Charakter der reinen Erzählungsbelletristik beibehalten wollten, waren theils Sammelwerke schon namhafter Schriftsteller, theils mußten sie jetzt bedeutende Kräfte in Bewegung setzen, um sich einen Leserkreis und Geltung zu verschaffen. Neuerdings ist nun aber die Production in kurzen Erzählungen, die recht eigentliche Novellistik, die literarische Genremalerei im Ganzen seltener geworden, die Epoche der rein belletristischen Journale neigt sich auch immer mehr ihrem Ende zu, und dennoch ist das Bedürfniß des Publicums nach kurzen Erzählungen, trotz dessen immer höher gesteigerten Anforderungen, nicht ausgestorben. Was früher eine theoretische Anforderung der literarisch strengen Kritik war, ist nun praktisch in's Leben getreten. Das Publicum will auch in der kurzen Erzählung eine abgerundete, volle, geschlossene Production erblicken. Dadurch sind jene Taschenbücher, welche mit Hintansetzung der Bilderei ihrem literarischen Inhalte bereits früher größeren Eifer zuwendeten, deren Verleger die Kosten nicht scheuten, um von den besseren Schriftstellern Beiträge zu erhalten, wieder zu größerer Beliebtheit in der Leservelt, zu früherer Geltung in der Literatur gekommen. Es ist jedoch gewiß nicht ohne

Bedeutung, daß grade auch unter den vorliegenden Taschenbüchern für 1846 die bedeutendsten jene übertriebene Eleganz der früheren Almanache aufgegeben haben und sich in einem Format darstellen, welches das überzierliche Duodez und Sedez überragend sich der gewohnten Octavform annähert.

Unter allen belletristischen Taschenbüchern der letzten Jahre möchte ich die bei Brothaus erscheinende „Urania“ obenan stellen. Sie ist auch das älteste der noch erscheinenden. Schon 1810 wurde sie begonnen, und besonders seit 1839, d. i. seit dem Beginne ihrer neuen Folge, begegnen wir darin den Namen der berühmtesten modernen Novellisten, ja fast nur diesen. Es sind hier Productionen zuerst niedergelegt worden, die seitdem einen weitverbreiteten Ruf erlangten. Tieck's „des Lebens Ueberfluß“, Franz Berthold's „Irrwisch-Fritze“ (1839), Sternberg's „Pulcherie“ (1840), Tieck's „Waldeinsamkeit“ (1841), Guckow's „Wellenbraut“ (1844), so wie seine „Selbsttaufe“ und Sternberg's „Scholastica“ (1845) sind noch in frischem Andenken. Auch in diesem Jahre sehen wir dort die Namen Sternberg's, Dingelstedt's, der Verfasserin von Jenny und Clementine. Allein B. Auerbach's Dorfgeschichte „Sträflinge“ nimmt unbedingt den höchsten Rang unter den dargebotenen Productionen ein. Es ist vielleicht überhaupt das Vollendetste, was er in seiner Weise noch geschrieben, und das Poetischste, was er noch je gedichtet. Angeschlossen an die früheren durch ganz Deutschland nun wiederklingenden Dorfgeschichten aus Nordstetten und unter deren Menschen spielend, greift doch der Gang der Ereignisse hier über den engen Kreis des Dorflebens hinaus, von dorthier zwei Sträflinge, nach überstandnem einsamen Gefängnisse, unter dessen Verhältnisse einführend. Die Folgen des einsamen Gefängnisses in den Befreiten, der auf den Bestraften haftende Makel, der sie verfolgt und verfolgt ohne Aufhören, all' dieser innere Jammer und der unvermeidliche äußere Schmerz, wie er in ihnen fortnagt, eben weil sie fern gehalten bleiben von der anderen Gesellschaft, geht an uns vorüber, bis die äußeren und innerlichen Wirrungen im Anschlusse der ungerecht Ausgestoßenen an einander ihre poetische Lösung, und die Erzählung ihre künstlerische Abrundung findet. „Das selig stille Glück stirbt nicht, es siedelt sich hart neben den unbeugsamen eisernen Geleisen der neuen Zeit an.“ In diesem Satze liegt das endliche Resultat,

und damit verklingt auch wirklich der Schluß. Wohl weiß ich, daß mit diesen wenigen Worten keine Veranschaulichung der Erzählung gegeben ist. Dies war auch nicht meine Absicht; denn die poetische Auffassung kann ein Skelett des Geschichtsganges nicht lehren, eben so wenig, wie uns der zergliederte Körper eine Ahnung seiner lebendigen Schönheit erweckt. Auch keine Kritik dieser Dorfgeschichte mag ich schreiben; diese fände in deren eigener und so durchweg selbstständiger Dichtungswelt keinen Anhalt. Ja, ich gestehe es ein, daß ich nach ihrer Durchlesung sogar vielleicht befangen bin, befangen in der Beurtheilung der übrigen Beiträge zur *Urania*. In Sternberg's Novelle, welche den Namen „*Urania*“ führt, treten wir aus dem vollen und frischen Natur- und Volksleben Auerbach's in den Kreis einer aristokratisch-blasierten, geistvollen, anregungsfüchtigen Welt, die nach Lebensfrische und Dichtungsstoff suchend, sich ihrer Poetislosigkeit und inneren Charakterhohlheit bewußt wird und dem Leben eben derjenigen Classen sich zuwendet, die Auerbach bereits schilderte. Diese Erzählung ist wieder eine Ausführung der von Sternberg schon in „*Paul*“ veranschaulichten Idee, „daß, wenn wir sogenannten Edeln nicht ganz unbrauchbar und lästig fallen wollen, wir uns dem Ganzen, Großen, nenne es immerhin, dem Volke anschließen müssen.“ Dingelstedt's Novelle „*der Schein trügt*“ geht dagegen keiner Lösung so ernster und tiefeingreifender Lebensfragen nach. Sie ist eine vornehme Lebensepisode, wie wir deren in unseren Gesellschaftsnovellen schon so viele kennen lernten. Sie ist ziemlich formengerecht gearbeitet, hat manche äußerliche technische Vorzüge, gehört aber keineswegs zu den besseren Producten dieses Dichters. — Dagegen muß „*ein armes Mädchen*“ von der Verfasserin der *Jenny* und *Clementine* hervorgehoben werden, dessen Stoff Familienpapiere entnommen sein soll. Allerdings kennt man wohl derartige Einführungsweisen zur Genüge. Allein immerhin bleibt dieses Aushängeschild lockend; besonders wenn es einem Roman intime vorausgestellt wird. Ein tüchtiges Stück eines solchen Romans haben wir denn hier vor uns liegen: leicht, lebenswahr und lebenswarm, mit nicht allzubedeutenden Motiven, aber behaglich entwickelt. Es ist eben eine Frauenerzählung, die sich fest neben die besseren der modernen Literatur stellen darf. — Direct unbedeutend ist die Novelle W. Martell's „*die Sängerin*“. Wohl aber muß mit volstem Lobe des Titledportraits,

Jacob Grimm, erwähnt werden. Es bietet in vortrefflichem und, was so selten, marktigem Stahlstich ein edles, kräftiges und gedankenreiches Mannesantlitz, bei dem man die volle Ueberzeugung der Aehnlichkeit fast unwillkürlich empfindet.

Nächst Urania ist „Penelope“ von Theodor Hell herausgegeben, das älteste Taschenbuch. Auch dieses hat die Kriegsjahre und die Cholera und die Literaturwandlungen der modernen Zeit unversehrt überlebt. Es hat in seiner neuen Folge, deren sechstes Jahr es mit 1846 erlebt, allerdings nicht immer gleichen Schritt mit der Bedeutsamkeit der Urania gehalten; allein was man in der dramatischen Kritik einen succès d'estime nennt — diesen hat es sich fast alljährlich zu erringen gewußt. Zu Erlangung eines höheren Lobes im vorliegenden Jahrgange trägt die von Sternberg gelieferte Novelle „die Freimaurerinnen“ sicherlich am Meisten bei. Eine Novelle ist's aber trotzdem nicht, was Sternberg gab. Es ist ein Capriccio; ja ein Mißwilliger könnte es vielleicht gar eine Farce nennen. Es scheint ein humoristischer Spott auf die mehr und mehr sich verkehrenden und verzerrenden gesellschaftlichen Verhältnisse einer großen Anzahl der gebildeten Frauen unserer Gegenwart, die, weil den Interessen der Manneswelt wieder ferner getreten als im Beginne der dreißiger Jahre und dennoch nicht begnügt im früheren weiblichen Kreise, sich in phantastischen Weisen eine Emancipation zu erobern streben, die ihnen zum unklaren Ziele und zum erkünstelten Bedürfnisse wurde. In diesem Sinne stiften hier Einige einen Freimaurerinnenorden, mit welchem sie sich von allem Verkehre mit der Männerwelt abschließen und selbstständig wirken wollen, dazu die Theilnahme der wichtigsten Schriftstellerinnen unserer Zeit heranzuziehen versuchen und von diesen in Briefen, welche Styl und Ton der angeblichen Verfasserinnen trefflich wiedergeben, offener oder höflicher zurückgewiesen werden. Als endlich gar die Männer sich durch List in das Heiligthum des Maurertempels einschleichen, welche früher Einzelnen unter ihnen in Neigung nahe getreten waren, fallen die jungen Candidatinnen von der maurischen Spielerei ab, um Ehefrauen zu werden. Am Hochzeitmorgen übergiebt dann die früher eifrigste Maçonne dem Manne ihrer Wahl das Vermächtniß der Freimaurerin Eufammis, d. i. ihr eigenes, worin die Frauen ermahnt werden, einen ächten Freimaurerinnenorden zu stiften: den

Orden liebenswürdiger Weiblichkeit. „Seht nur, wie wir zusammenleben“ — sagt dabei unter Anderm das Vermächtniß. „Daß wir auf diese Weise gut bleiben können, ist auf die Länge der Zeit ganz unmöglich; darum: Stolz und Demuth. Stolz gegen uns selbst, indem wir anfangen, wahr zu sein.“ Und weiter fährt es fort: „Laßt uns, meine Schwestern, an einem neuen Bau der Gesellschaft bauen, so viel an uns ist; laßt uns dafür sorgen, daß wir wieder anständig unter Dach und Fach kommen, denn jetzt stehen wir gleichsam auf freiem Felde. Seid stolz und demüthig. Stolz, indem ihr euch zu hoch achtet, um vor jedem Rückenstich zurückzubeugen; demüthig, indem ihr liebend und ehrend anerkennt, was Schönes und Gutes selbst oft in der verwahrloseten Menschenseele wohnt.“ Es ist viel Wahrheit, viel bitterer Ernst hinter diesen halb scherzend hingeschriebenen Worten verborgen, es ist das Resultat herbster Ueberzeugungen, welches sich darin kundgiebt. Wahrlich, man kann dies Capriccio keinen Spaß und keine Farce nennen, es ist der Ausbruch des echten Humors, der alle Schmerzen kennt und fühlt; es ist die „lächelnde Thräne“ über die eigene Schuld der Frauen an der Verworrenheit unserer weiblichen Zustände. „Ohne Diener kein Herrscher. In unserem rohen, tölpelhaften Gesellschaftsegoismus ist keine, auch nicht die leiseste Andeutung der socialen Demuth. Himmel, wie kämen sie auch dahin? Wer „lernt“ heute den „Umgang“? Jeder glaubt sich zu einem Gesellschafter „geboren“. Jeder, indem er alle seine Thorheiten und Untugenden nach außen kehrt, glaubt die Toilette der Liebenswürdigkeit gemacht zu haben. Ihr habt ein schweres Stück Arbeit, Freimaurerinnen. Aber nur frisch an's Werk. Das neunzehnte Jahrhundert muß auch endlich seine Gesellschaft haben. Bis jetzt hat es nur einen Haufen pöbelhafter und roher großer Kinder.“ Damit und mit dem Gebote an die Isis: „lehre deine Töchter das Geheimniß zu gefallen, schließt das Vermächtniß und die Novelle. — Wenden wir denn auch damit den Blick von dieser originellen Schöpfung Sternberg's zu den übrigen Beiträgen, so begegnen wir hier zunächst Willibald Alexis' Namen wieder an der Spitze von „Blätter aus meinen Erinnerungen“, deren bereits die vorigen Jahrgänge brachten. Die diesjährigen schildern das Leben des Verfassers als freiwilliger Jäger in den Ardennen. Leicht, frei und liebenswürdig wie immer stellt er ein Stück jenes wildbe-

wegten, thatendurstigen und doch ruhmlosen Jugendalters hin, wie es so Manche unter uns erlebten, die nun dem Greisenalter nahe an dessen Erinnerungen zehren. Und groß sind diese Erinnerungen, wenn selbst nicht an äußerlichen Ereignissen, so doch an Anregungen, wie sie aus vorhergegangenen Zuständen sich entwickelt hatten — darum keimte ja auch die heutige Volksentwicklung und Lebensgestaltung als organische Nothwendigkeit aus jener Zeit. W. v. Lüddemann's „Wanderung an der Loire“ spielt ebenfalls um diese Periode, bewegt sich aber mehr in salongesellschaftlichen Elementen und tändelt offener in das Novellenhafte hinüber, wird also von einer allzubehaglichen Breite leichter gedrückt und der Lebhaftigkeit unserer Theilnahme entrückt. In noch höherem Grade, weil keine innere Beziehung unserer Gegenwart und unserer deutschen Welt vorhanden ist, gilt dies von der historischen Novelle „Clementine Sobieski“ von J. v. Grossmann; die Weltgeschichte ist der weiblichen Feder überdies fast immer zu rauh, und wo das weibliche Element zur geschichtlichen Verbindung wird, bleibt es eben nicht weiblich. Aus dem Nachlasse Gerhard Anton v. Halem's, den unsere Väter einst so hoch verwahrten, tritt noch „Helena“, die schöne troische Helena des Homer, novellistisch behandelt, zu dem Inhalte, und Theodor Hell fügt dazu anhangsweise einige biographische Notizen über den verstorbenen Dichter. Freilich sind wohl für die moderne Gesellschaftswelt, welcher Penelope zunächst in die Hände kommt, die brieflichen selbstbiographischen Notizen noch interessanter, welche zu A. v. Sternberg's gelungenem Portrait dargeboten werden. — Unähnlich erscheint das Bildniß der Clara Schumann-Wieck. Den Stahlstich „Cordelia“ kennt man bereits aus einem früheren englischen Taschenbuche.